In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 33. Posen, den 9. Februar 1929. 3. Jahrg.

Zwei Saltzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(31. Fortsetzung.)

Donners Gesicht war ganz heiter erhellt, seine Augen blitzten vergnügt, und Rina, die noch eine Sekunde vorher recht verzagt gewesen war, fühlte sich auf einmal ganz seltsam aufgerichtet. Ach, es wetterleuchtete ja von Lachen über sein zerfurchtes Gesicht, offenbar hatte der alte Zauberer seine ganze Schalkhaftigkeit wiedergefunden.

„Na, Schani?" fragte er noch einmal, indem er sich über die Puppe beugte.

„Was denn?" fragte eine helle Kinderstimme zurück.

„Ich will wissen, was du meinst?"

„Das ist doch ganz einfach!" gab der Schani zurück.

„Ich denke, es ist alles viel schlimmer als zuvor! Was soll denn Rina jetzt tun?"

„Wenn ich sag', es ist einfach, erwiderte der Schani frech, „so ist es einfach! Wenn die Rina jetzt Mutter werden soll, so muß sie auch sagen, daß der Vater ihres Kindes der richtige Justus ist."

„Wenn er aber nun einmal nicht der richtige ist," verwunderte sich Donner heuchlerisch.

„Ach was! Die Rina liebt ihn ja doch, sie hat es sich nur nicht so recht eingestehen wollen. Wenn sie sich aber bisher auch in sich selbst nicht ausgekannt hat, so müßte sie sich doch jetzt auskennen, wo er — na, eh schon wissen! Jetzt muß sie halt an ihn glauben, ob sie will oder nicht."

„Du redest aber heute dumm daher," sagte der Zauberer streng, „mir scheint, ich hab' dich zu viel gelobt, wie gescheit du bist. Wie kann denn die Rina das tun, wo sie ihn doch selbst als Betrüger angezeigt hat?"

Aber der Frechdachs Schani ließ sich nicht einschüchtern. Seine Arme machten eine wegwerfende Bewegung, den Kopf legte er verächtlich zurück: „Na, und wenn schon! Sie soll ihre Anzeige halt widerrufen, das muß doch gehen. Sie soll, wenn sie gefragt wird, sagen, daß sie sich auf ihren Mann geärgert hat, und daß sie von Knollmeyer dazu gezwungen worden ist. Es geschieht ihm schon recht, dem Haderlumpen, wenn er einmal ordentlich eingetunkt wird."

„Und was . . ." wollte Donner fragen.

Doch der Schani unterbrach seinen Herrn. „Schluß! Sie soll zur Strafe die Suppe auslöffeln, die sie eingebrockt hat. Mit diesen Frauenzimmern hat man immer Scherereien."

„Sei nicht so unverschämt!" drohte Donner.

„Ich hab' genug," schrie der verwöhnte Knirps, „ich geh' jetzt schlafen. Was ist das für eine Schinderei, daß man noch mitten in der Nacht Vorstellungen geben soll?"

Und damit sank er plötzlich zusammen, neigte den Kopf, alles Leben entwich ihm, und er war wieder nur ein Häuflein buntes Zeug mit einer Puppenmaske.

„Ich kenne ihn," lachte Donner, „jetzt kriegen wir kein Wort mehr aus ihm heraus."

Es war aber auch gar nicht nötig, denn Rina saß da mit ganz getrösteten Augen, aus denen alles Trübe verschwunden war, und ihre Hände hatten dankbar die verrunzelte Rechte Donners ergriffen und drückten sie so, daß ihm ein Strom Wärme zum Herzen drang.

XXV.

Der in Blut getauchte Pfeil war von Bank zu Bank unter den Schwarzfüßen umgegangen und hatte ihnen angezeigt, daß sie sich bereit zu halten hätten, den Kriegspfad zu betreten. Das Blut war zwar kein richtiges Blut, sondern rote Farbe aus den Töpfen des Anstreichermeisters Ledl, in einem unbewachten Augenblick durch indianische List entwendet, aber daß es dem Häuptling Lex, genannt „der springende Hirsch" mit seinem Aufgebot blutiger Ernst war, daran war nicht zu zweifeln.

Seine Krieger wußten auch so ungefähr, um was es sich handelte, denn in der letzten Zeit hatte der Häuptling so allerhand Andeutungen von bevorstehenden großen Dingen getan, aber nun hatten seine Pläne wohl feste Gestalt gewonnen und waren zur Ausführung reif geworden.

Neugierig versammelet sich der Stamm abends in dem Lager am Großen Fischwasser. Die Krieger waren vollzählig erschienen, sie hockten, wie es Vorschrift war, im Kreise nieder, und dann trat der „Springende Hirsch" in die Mitte und ließ zunächst die Beratungspfeife herumgehen. Sie bestand aus einem Schilfrohr und einer ausgehöhlten Kastanie und war mit trockenen Blättern des Nußbaumes gefüllt. Jeder der Kriger hatte vier Züge zu machen und den Rauch nach den vier Weltgegenden zu blasen, und jeder von ihnen war froh, daß es nicht mehr Weltgegenden gab.

Hierauf begann der „Springende Hirsch" zu sprechen.

Ja, es war wirklich so, wie die Schwarzfüße vermutet hatten, es handelte sich um nichts Geringeres als darum, Lexens Vater aus dem Gefängnis zu befreien.

Ueber sein Kinderdasein war ein schwerer, schwarzer Flecken gefallen, unter dem seine Seele unendlich gelitten hatte. Man hatte seinen Vater, an dem er mit dem ganzen begeisterten Herzen hing, weggeführt, und nun sollte es gar nicht sein richtiger Vater gewesen sein. Die Krieger des „Springenden Hirsches" hatten sich wohl gehütet, ihm etwas von dem zuzutragen, was sie daheim aus den Gesprächen der Erwachsenen aufschnappt hatten. Wenn es auch im Dorf an der großen Glocke hing, daß sich ein falscher Justus Saltzenbrod eingeschlichen hatte, im Stamme der Schwarzfüße war es jedenfalls geraten, zu tun, als wüßte man nichts davon. Der „Springende Hirsch" hielt die Zügel seiner Herrschaft mit unerbittlicher Strenge fest, und es gab so manchen, der sich noch sehr gut erinnerte, wie Lex, noch ehe er Häuptling geworden war, jedem Spötter mit geballter Faust das Grinsen ausgetrieben hatte. Wie denn erst jetzt, wo die ganze Sache noch viel verfänglicher und drohender aussah und wo sich die Ueberlegenheit des „Springenden Hirsches" in jedem Belang restlos entschieden hatte.

Lexens Krieger waren also vorsichtig genug, zu schweigen, aber es war ein anderer gewesen, der ihm

rücksichtslos die Schmach angetan hatte, seinen Vater zu beschimpfen. Einer, von dem er es am wenigsten vermutet hatte: Rudolf, der Knecht, der ihm doch früher gut Freund gewesen war, wenn er sich auch seit des Vaters Heimkehr mürrisch von Lex abgewendet hatte. Von ihm hatte er es erfahren, daß man seinen Vater als Betrüger eingesperrt habe, und es war Lex dabei gewesen, als bereite es dem Knecht eine ganz besondere Freude, ihm dies mit so groben Worten als nur möglich mitzuteilen. Damals war etwas geschehen, was keiner seiner Krieger je hätte erfahren dürfen. Lex hatte fassungslos zu weinen begonnen. Und es war seiner Mutter erst nach langem Zureden gelungen, ihn zu trösten: daß man seinen Vater unschuldig gefangen hatte, und daß er nach kurzer Zeit wieder freigelassen werden müsse.

Zwischen Lex und Rudolf aber war seither Feindschaft gesetzt, und Lex wartete mit Ungeduld auf den Tag der Rache, der kommen würde, wenn sein Vater wieder daheim war.

Und nun war es seltsamerweise gerade dieser selbe Rudolf gewesen, der Lex den Vorschlag gemacht hatte, ihm bei der Befreiung seines Vaters zu helfen. Ganz demütig hatte er bekannt, daß er sich habe von den Feinden seines Vaters täuschen lassen, und daß er aber nun selbst von seiner Unschuld überzeugt sei. Er hatte Lex um Verzeihung gebeten, und als Zeichen seiner Reue war wohl der Plan anzusehen, den er sich ausgedacht hatte, und zu dessen Ausführung er selbst mitwirken wollte.

Nun stand der „Springende Hirsch" im Beratungsring seines Stammes und bearbeitete seine Krieger nach allen Regeln indianischer Beredsamkeit, ihm Heeresfolge zu leisten.

Der Kriegsplan war natürlich den großen Ueberlieferungen der Schwarzfüße und ihrem erhabenen Mut völlig angemessen.

Rudolf wußte unten an der Moldau ein Floß, das in den letzten Tagen von den Holzfällern zusammengestellt worden und bereit war, den Fluß hinabzuschwimmen. Auf diesem Floß wollten sie sich einschiffen und mit ihm die Stadt erreichen. Das war die Hauptsache, wenn sie einmal dort waren, würde sich das Weitere finden. Ob man die Türen des Gefängnisses mit Gewalt sprengen oder den Vater mit List befreien würde. das würde sich nach Augenschein und Gelegenheit richten. Auf keinen Fall war Zeit zu versäumen, was geschehen sollte, mußte gleich geschehen, morgen, mit Tagesgrauen, ehe die Flößer erwachten und ihnen das Floß wegnahmen. Man hatte etwa eine Stunde Weges bis zum Fluß, heute nacht noch mußten sie aufbrechen, um vier Uhr wollten sie sich hier im Lager versammeln, keiner durfte sich ausschließen.

Für den „Springenden Hirsch" traf es sich günstig, seine Mutter war nicht daheim, befand sich seit einigen Tagen auf einer Wallfahrt.

Aber davon schwieg der Häuptling seinen Kriegern gegenüber, damit ihm nicht etwa jemand mit dem Einwand käme, er habe es minder leicht vom Haus fortzukommen.

Der „Springende Hirsch" hatte geendet und schaute sich im Kreise seiner Getreuen um, ob jemand etwas zu fragen oder zu entgegnen hätte. Aber niemand sagte etwas, sie waren also alle einverstanden. Da zog der Häuptling den in Blut getauchten Pfeil hervor, und hieß sie alle die Schwurhand darauf legen. Der „Gestreifte Mokassin" war der erste. der es tat, dann folgten die übrigen, einer nach dem anderen.

Zuletzt trat der Häuptling zu der hohlen Weide und begann an ihrem Fuß zu graben. Die Holzhacke kam zum Vorschein, die Lex am Nachmittag dort in die Erde versenkt hatte. Er schwang das ausgegrabene Kriegsbeil in die Luft, schmetterte es in den Stamm des Baumes, rief dreimal „Hugh!" und damit war die Zeremonie zu Ende.

Die Schwarzfüße hatten unwiderruflich den Kriegspfad betreten. Auf dem schmalen Weg durchs Gebüsch entfernten sich die Krieger im Gänsemarsch, schweigend, wie es die indianische Zucht gebietet.

Der „Springende Hirsch" wusch im Bach die Bemalung von seinem Gesicht, steckte den Tomahawk in den Gürtel und verließ das Lager auf einem anderen Weg. Mit den federnden langen Schritten der Schwarzfüße überquerte er die Schmalzäcker und gelangte an den hinteren Zaun des Hopfenblattschen Gartens. Er brauchte den Ruf des Käuzchens nur einmal auszustoßen. dann knarrten die rostigen Angeln des Eisentürchens.

„Martha?" fragt er halblaut.

Ja, sie war es, sie stand bei ihm, sie nahm seine Hand.

„Ernst ist gerade heimgekommen, ich habe ihn noch nicht fragen können," flüsterte das Mädchen, „nun, wie steht es?"

Die Brust des „Springenden Hirsches" war bis zum Bersten von Stolz und Glück geschwellt. „Sie kommen! Alle halten mit!" sagte er.

„Werden sie auch wirklich alle kommen?" zweifelte Martha.

„Sie haben auf den Pfeil geschworen," wies sie der Häuptling zurecht, „wir haben das Kriegsbeil ausgegraben!" Und mit einer Betonung, die alles sagte, fügte er hinzu: „Es sind Schwarzfüße!"

Martha aber schien nicht ganz so überzeugt. wie der „Springende Hirsch". „Ich weiß nicht . . ." zögerte sie, und dann fuhr sie rasch fort: „Ich will mit! Laß mich mit euch fahren."

Es wäre Lex unmöglich gewesen, sogleich etwas zu entgegnen, so sehr betäubte ihn diese selige Ueberraschung. Ja, das sah Martha ähnlich, das paßte ganz zu ihr! Ach, wie wundersam hatte sich alles zwischen ihnen seit jenem Tage gewandelt, da die Mädchen von den Schwarzfüßen im Pfarrerteichel belauscht worden waren und Martha den ganzen Stamm in die Flucht geschlagen hatte. Es war ja, als hätten sie einander bei dieser kriegerischen Begegnung so recht erkannt. sie waren einander würdig. Marthas kratzbürstiges Wesen war anschmiegsam geworden, ohne etwas von seiner Tapferkeit zu verlieren. sie war die richtige Häuptlingsbraut.

Ja, Häuptlingsbraut, so mußte sie der „Springende Hirsch" bei sich nennen, und jetzt bewährte sie sich wieder in all dem kühnen Adel einer indianischen Heldenjungfrau. Immerhin glaubte der Häuptling nicht sogleich zugreifen zu dürfen, er wußte nicht, wie es der Stamm aufnehmen würde, wenn man eine Squaw mitnahm. „Du wolltest . . .?" fragte er unschlüssig.

„Ja, ich will mit dabei sein. Aber jetzt muß ich hinein! Wann geht ihr?"

„Um vier!"

„Auf Wiedersehen um vier!" Sie war fort, der Vorhang der Dunkelheit schlug hinter ihr zusammen.

Langsam ging der Häuptling heim, fast schwebend in einer Unendlichkeit froher Empfindungen und Gedanken. Die Freundschaft mit Rudolf war wiedererstanden, der Vater würde befreit werden, und die Häuptlingsbraut — ach die Häuptlingsbraut, unter ihren Augen würde Lex seine herrlichen Heldentaten verrichten. sie würde Zeugin seines Sieges werden.

Es war natürlich in dieser Nacht von Schlafen nicht viel die Rede. Um drei Uhr stand Lex auf und öffnete die Kammer Rudolfs. Er war schon fort, vorausgegangen, wie er gesagt hatte, um sich des Floßes zu versichern. Der „Springende Hirsch" bewaffnete sich mit Tomahawk und Bowiemesser, schlang den Lasso um die Brust und schlich durch die Dunkelheit zum Lager.

Der „Gestreifte Mokassin" war schon da. Er war der Sohn eines ewig betrunkenen Maurers, der oft außerhalb des Dorfes arbeitete. „Der Vater ist heut nicht nach Hause gekommen!" sagte er, und da hatte er es ja freilich ebenso leicht gehabt wie Lex, auf Skalpe auszuziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Ergosterin, das neue Antirachitikum.

Eine wissenschaftliche Großtat.

Von Dr. chem. van Straaten.

Rachitis . . . furchtbar ist diese Krankheit der Aermsten der Armen. Furchtbar, weil sie unmerklich heranschleicht, den Säugling schon im vierten Lebensmonat überfällt, ihm die Knochen krümmt, das Wachstum hemmt und das blasse Gesicht unförmig entstellt.

Es ist die Krankheit der Aermsten der Armen, denn es ist die Krankheit, die in den nassen, engen Wohnungen ohne Luft und Licht emporwuchert, die in den sonnenlosen Höfen zwischen turmhohen Mietswohnungen ihre bleichen Triebe schießen läßt und die Begleiterin der einförmigen, mageren, ausgelaugten Kost weiter Volkskreise ist. Denn Deutschland ist ein armes Land, ein Land mit einer ungeheuren Wohnungsnot und mit einer Bevölkerung, die in fast zehnjähriger Hungerzeit an seinem wertvollsten Gut, an seiner Jugend, an seinen Jungen und Mädchen grauenhaft geschädigt wurde.

Was ist die Rachitis? In wenig Worten ausgedrückt ist es: Die Unfähigkeit der Knochengebilde und Knochengewebe, Kalk aufzunehmen und festzuhalten. Ihre Folgen sind bekannt. Die Knochen bleiben weich, sind deshalb einer Belastung nicht gewachsen und geben nach. Bein- und Armknochen krümmen sich, die des Brustkorbs verzerren sich, und der Kopf schwillt unförmig an.

Es gibt viele und gute Heilmittel und noch bessere Vorbeugemittel gegen die Rachitis. Das sind:
Solbäder, hygienisch einwandfreie Wohnungen, luftige saubere Kleidung, Licht, Sonne, Fleisch, Obst, Gemüse, Lebertran und frische Milch.

Große Teile des armen deutschen Volkes können sich diese einfache und natürliche Medizin nicht leisten. Jahre wird es dauern, bis die Wunden, die der Krieg dem deutschen Wirtschaftsleben geschlagen hat, vernarbt sind. Regierungen und Parlamente werden darüber gestürzt werden. Gesellschaften, Ausschüsse und Kommissionen zur Behebung des Wohnungselends werden zusammenkommen und auseinandergehen. Jahrzehntelang. Bis Deutschland wieder da angelangt ist, wo es vor dem verlorenen Krieg stand. Aber wäre dann alles gut? Nein, Deutschland will und muß weiter, und so wird es Jahrhunderte dauern, bis es die Bedingungen geschaffen hat zur Niederkämpfung dieses furchtbaren Feindes der Jugend, bis es die Rachitis dahin gedrängt hat, wo die epidemischen Krankheiten wie die Cholera und der Typhus ihr kümmerliches Dasein fristen, bis die Rachitis zu den Krankheiten gehört, von denen die neu und stark heranwachsende Jugend nichts mehr weiß, und die den Alten nur noch wie ein wüster, schwerer Traum in der Erinnerung liegen wird.

So standen die Dinge bis zum Beginn dieses Jahres.

Erst vor kurzem ging die Nachricht durch die Zeitungen, daß Professor Dr. Windaus in Göttingen, der in dem mit ultraviolettem Licht bestrahlten Ergosterin ein Heilmittel gegen die Rachitis fand, mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde. Diese Erfindung bedeutet eine wissenschaftliche Großtat, durch die vielleicht in kurzer Zeit hundert Jahre aus der Krankheitsgeschichte der Menschheit gestrichen werden. Wir wollen versuchen, im folgenden in kurzer Form diese für die Menschheitsgesichte von unübersehbarer Bedeutung werdende Entdeckung so darzustellen, daß auch der Nichtfachmann sich ein Bild von ihr machen kann.

*

Der menschliche, tierische und pflanzliche Organismus enthält eine Gruppe von sauerstoffhaltigen Substanzen, die einander sehr ähnlich sind und die der Wissenschaftler unter dem Namen Sterine oder Lipoide zusammenfaßt. Die im menschlichen und tierischen Körper vorkommenden nennt man die Zoosterine, die in den Pflanzen vorkommenden die Phytosterine. Da sie, wenn auch nur in kleinen Mengen, überall im Organismus vorhanden sind, so z. B. im Blut, in der Galle, im Gehirn, im Eigelb, kurz in jeder Zelle, müssen sie für die Lebensvorgänge eine große Bedeutung haben. Eines der bekanntesten dieser Sterine ist das Cholesterin, ein gut kristallisierender, weißer Körper, der schon im Jahre 1815 von dem französischen Chemiker Chevreul aufgefunden wurde. Dieses Cholesterin ist zu etwa 0,4 Prozent im Blut, zu fast 2 Prozent in den Nieren, zu fast 10 Prozent im Gehirn und zu über 90 Prozent in den Gallensteinen (bezogen auf die trockene Substanz) enthalten. Am bekanntesten ist es unter dem Namen Lanolin, das aus dem Wollfett der Schafwolle gewonnen wird, und das wegen seiner Eigenschaft, besonders gut von der Haut aufgenommen zu werden, als Salbenfett geschätzt wird. Dieses Cholesterin ist ein kompliziertes chemisches Gebilde mit 27 Kohlestoffatomen, 46 Wasserstoffatomen und 1 Sauerstoffatom. Zur Erforschung dieses Körpers haben Hunderte von Chemikern aller Länder beigetragen. Es sollen hier nur die Namen Mauthner, Suida, Diels und Abderhalden genannt werden.

*

Es war bekannt, daß rachitische Ratten — ihre Rachitis läßt sich durch einseitige Ernährung künstlich herstellen — bei Bestrahlung mit ultraviolettem Licht genau wie der Mensch geheilt werden können. Auch Fütterung mit Lebertran bringt Heilung. Ferner wurde gefunden, daß man die Ratten auch heilen kann, wenn man nicht sie, sondern ihr Futter bestrahlte. Diese drei an und für sich von einander unabhängigen Feststellungen ließen darauf schließen, daß sowohl die Ratten selbst wie auch das Futter einen Stoff, nennen wir ihn Provitamin, enthalten mußten, der sich durch Bestrahlung in einen Heilstoff, den wir Vitamin nennen wollen, umlagerte, wie er z. B. im Lebertran, der auch ohne Bestrahlung eine Heilung hervorrief, enthalten sein konnte. Da schon frühere Beobachtungen gezeigt hatten, daß die Sterine eine antirachitische Wirkung ausüben, ging Prof. Windaus zusammen mit den Chemikern Dr. Heß-Neuyork, Dr. Rosenheim-London und dem Göttinger Physiker Prof. Dr. Pohl und Dr. Webster an die Untersuchung des Problems: Welche Stoffe sind es, die durch die Bestrahlung mit ultraviolettem Licht aus dem wirkungslosen Provitamin in das mit hervorragenden Eigenschaften ausgezeichnete Vitamin übergehen?

Es zeigte sich bald, daß bestrahltes Cholesterin sich als Heilmittel erwies, doch fand man bei der Untersuchung dieses bestrahlten Cholesterins, daß es sich durch die Bestrahlung in seinen physikalischen und chemischen Eigenschaften nicht verändert hatte. Nur im Spektroskop konnte eine kleine Abweichung wahrgenommen werden, aus der Windaus schloß, daß das Cholesterin durch Spuren einer anderen Substanz, und zwar gerade dieses Provitamins, verunreinigt sein müßte, und daß es diese Substanz sein müßte, die nach der Bestrahlung die obengenannten antirachitischen Eigenschaften hatte. Es gelang ihm dadurch, daß er das Cholesterin in Eisessig löste und die jedesmal schwerlöslichsten Anteile umkristallisierte, das vermutete Provitamin auf das Dreifache anzureichern. Durch zehnmalige Vakuum-Destillation von je 10 Gramm Cholesterin gelang es ihm sogar, ein Destillat zu erhalten, in dem das Provitamin in einem um das Neunfache gesteigerten Prozentsatz enthalten war. Durch verschiedene chemische Reaktionen stellte er dann fest, daß das Provitamin in die Gruppe der Sterine gehörte, denn es zeigte hierbei ähnliche charakteristische Eigenschaften wie das Cholesterin.

Windaus durchsuchte nun die Reihe der häufigsten Sterine und fand bald, daß das Ergosterin. das der Chemiker Tanret 1890 im Mutterkorn feststellte und dessen Identität mit dem Sterin der Hefe Windaus schon im Jahre 1922 nachgewiesen hatte, sehr wahrscheinlich mit diesem unbekannten Provitamin identisch oder zum mindesten sehr nahe verwandt sein mußte. Mit Hilfe des Spektroskops stellte er zusammen mit Professor Pohl fest, daß, falls Ergosterin und Provitamin identisch waren, letzteres zu 1 Sechzigstel Prozent im Cholesterin enthalten sein mußte, das heißt: Auf 100 Gramm Cholesterin entfallen etwa 0,02 Gramm Provitamin. Zum Beweis mischte er provitaminfreies Cholesterin mit 1 Sechzigstel Prozent Ergosterin und erhielt nun ein Produkt, das sich in nichts von dem provitaminhaltigen Cholesterin unterschied. Und tatsächlich hatte auch bestrahltes Ergosterin dieselben antirachitischen Eigenschaften wie bestrahltes provitaminhaltiges Cholesterin.

Die Identität zwischen Provitamin und Ergosterin war damit bewiesen, und da Ergosterin in der Hefe enthalten ist, kann es in den zur Heilbehandlung nötigen Mengen jederzeit gewonnen werden.

Wie groß eine Heildosis sein muß, zeigt der Tierversuch. Schon 0,002—0,001 Milligramm, also Spuren, genügen, um eine sichere Heilwirkung hervorzurufen, wobei als besonders wichtig hervorgehoben werden muß, daß auch eine tausendfache Erhöhung dieser Dosis nicht die geringste schädliche Wirkung auf den Organismus ausübt. Von welcher Bedeutung gerade diese Eigenschaft des bestrahlten Ergosterin ist, kann nur der ermessen, der den immer wieder auflebenden Kampf um den Nutzen und Schaden gewisser Heilmittel, wie es das Salvarsan zum Beispiel darstellt, kennt.

Von überraschender Bedeutung ist die Arbeit des Göttinger Chemikers Dr. Windaus und seiner Mitarbeiter. Gewaltige Perspektiven für die Zukunft eröffnen sich uns. Die Waffen gegen einen alten tückischen Feind der Menschheit werden geschmiedet. Noch ist der letzte Hammerschlag nicht getan zum Aufbau und neuen Aufblühen der besonders durch den Krieg und seine ungünstigen Lebensbedingungen während acht Jahren schwer geschädigten deutschen Volksgemeinschaft.

Der Krakatau wieder in Tätigkeit.

Aus Java wird berichtet, daß der Krakatau, der gefährlichste Vulkan der Sundastraße, seit einigen Tagen wieder Lavamasse ausspeit. Innerhalb von 24 Stunden sind über 2500 Ausbrüche erfolgt. In dieser Zahl sind 16 Springfluten und 52 unterseeische Ausbrüche enthalten. Durchschnittlich sind also in jeder Minute zwei Ausbrüche registriert. Der letzte große Ausbruch erfolgte im Jahre 1885. Damals schlug eine gewaltige Feuersäule von 3000 Meter Höhe aus dem Bergmassiv. Die Bevölkerung verhält sich einstweilen ruhig.



Der rätselhafte Tod der Lady Carnavon.

Ein neues Opfer Tut-ench-Amons?

Die drohende Inschrift auf alten ägyptischen Königsgräbern: „Fluch dem, der meinen Leib berührt!“ wird jetzt immer wieder mit den mysteriösen Todesfällen in Zusammenhang gebracht, denen das im Jahre 1922 entdeckte Grab des ägyptischen Pharaos Tut-ench-Amons seinen furchtbaren Ruf verdankt. In den letzten Jahren sind außer dem Entdecker des Grabes Lord Carnavon noch weitere fünf Personen gestorben, die mit dem Grab im Tale der Könige in nähere Beziehung gekommen sind. Das neueste „Opfer“ Tut-ench-Amons ist die Witwe des Entdeckers, Lady Elisabeth Carnavon, die an einem Insektenstich gestorben ist. — Die goldene Maske auf dem Sarge Tut-ench-Amons.

Das Bett der Dubarry.

Paris hat eine gesellschaftliche Sensation. Cecil Sorel, das berühmte Mitglied der Comedie Française, wandte mit Sechzig den historischen Stilen, die sie bisher bevorzugte, den Rücken und bringt in der Galerie George Petit, einem großen Aktionshaus der Seinestadt, die geschichtlichen Möbelstücke, die in ihren Salons bewundert wurden, zur Versteigerung. Es sind da ein Sekretär, den Ludwig XV. benutzte, ein großer Eßtisch des Königs, chinesische Schränke aus Königsschlössern, Fauteuils verschiedener Potentaten, der Clou aber ist das Bett der Dubarry. Die Gräfin Marie Jeanne Dubarry, die vom Straßenmädchen zur allmächtigen Favoritin Ludwig XV. emporstieg, nahm ihr prachtvolles Bett, das für mehrere Personen Platz hatte, überallhin mit, wohin sie reiste. Als ihr König starb, verlegte die Dubarry ihren Wohnsitz von Paris nach Luciennes, aber ihr Bett ging mit ihr mit. Es begleitete sie dann nach England und zurück ins Frankreich der Revolution. Als sie Robespierre wegen ihrer verdächtigen aristokratischen Beziehungen vor Gericht stellen und das Haupt abschlagen ließ, blieb das Bett vorübergehend leer. Es kam hierauf nach Tours, wo es die nach historischen Möbeln spähende Sorel auffindig machte und nach Paris brachte.

Besiedlung des hohen Nordens.

Der bekannte Polarforscher Steffanson berichtet in seinem neuen Werk „Neuland im Norden“ über interessante Möglichkeiten für eine Besiedlung der unwirtlichen und von den Europäern gemiedenen Arktis. Daß sich die Siedler nur schwer in diesen kalten nordischen Gebieten einleben könnten, liege nur an der unzweckmäßigen Kleidung und an der falschen Bauart ihrer Häuser. Die eingewanderten Europäer müßten die Eskimotracht tragen, Unterwäsche und Kleidung aus leichtem Renntierfell, Strümpfe und Handschuhe ebenfalls aus Fell. Die warme, weiche Fellseite müßte nach innen gekehrt sein. Nicht die ganze Oberkleidung, sondern nur die beiden äußeren Kleider dürfen aus einem Stoffgewebe hergestellt sein. Der Rock, die Fußbekleidung und die Pulswärmer müssen aus Pelz sein. Eine solche Kleidung würde nicht mehr als 10 Pfund wiegen, in ihr würde der Europäer nicht zu sehr die ihm sonst unerträgliche Kälte empfinden.

Die Unzweckmäßigkeit der Bauhäuser liege in den zu breiten und zu hohen Türen, die vom Freien sogleich in das Wohnzimmer führen. Es ist natürlich, daß ein fortwährendes Auf- und Zumachen solcher Türen eine erhebliche Temperaturveränderung der Luft im Wohnraum mit sich bringt. Steffanson macht den Vorschlag, in den arktischen Ländern solche Bauarten zu bevorzugen, deren Erdgeschosse gleichzeitig als Vorratsraum dienen. Eine gewöhnliche Tür sollte zu diesem Erdgeschoß Eintritt gewähren, und durch eine Treppe könnte man dann nach oben in den Wohnraum gelangen.

Steffanson hofft durch seine Ausführungen, die Furcht vor den unwohnlichen Arktis zu bannen und die Besiedlung dieser Gebiete aufs neue anzuregen.

Wie schützt man die Tiere im Winter?

Die bittere Kälte der letzten Tage sollte uns wieder einmal daran erinnern, daß die Tiere im Winter einer besonderen Pflege bedürfen. Ist der Boden gefroren oder mit Schnee bedeckt, so streue man den Vögeln an jedem Morgen feines Futter hin, am besten Sonnenblumenkerne, Hanf und Hafer, auch kleine Fleischstückchen. Für Meisen hänge man kleine Säckchen mit Nußkernen oder Fett in Nußschalen auf. Futterplätze müssen gegen Zutritt von Katzen und gegen Witterungseinflüsse jeglicher Art möglichst geschützt sein. Pferde dürfen im Freien nie längere Zeit ohne Decken gelassen werden Das Geschirr soll man im warmen Stall aufbewahren, und die Hufeisen müssen öfters geschärft werden. Der Hofhund, der an der Kette liegt, ist in einer gut geschützten Hundehütte unterzubringen. Die Lagerstätte muß öfters mit frischem Stroh ausgestattet und immer warm und reinlich gehalten werden. Ein paar Stunden am Tage soll der Hund von der Kette bfreit werden, damit er sich eine Zeitlang frei bewegen kann. Die Futternorm muß für das Tier im Winter erhöht werden, das Trinkgefäß mehrmals täglich gereinigt und mit frischem Wasser angefüllt werden, das immer etwas erwärmt sein soll.

■ Aus aller Welt. ■

Virgils 2000. Geburtstag. Zur Erinnerung an den im Jahre 70 vor Christi Geburt gestorbenen römischen Dichter Virgil werden in Italien schon jetzt umfangreiche Feiern vorbereitet. Man will im Jahre 1930 anläßlich der 2000. Wiederkehr des Geburtstages des Dichters in ganz Italien volkstümliche Feiern veranstalten, insbesondere in Neapel. In erster Linie werden in der Umgebung von Virgils Grab in Piedigrotta bei Neapel Haine angelegt, in denen alle Bäume angepflanzt werden, die der Dichter in seinen Werken anführt: Lorbeerbäume, Myrtensträucher und verschiedene Spielarten aus der Familie der Pinien. Die Anpflanzungen werden einen kleinen Park um die Grotte bilden, in der man Virgils letzte Ruhestätte vermutet. In diesem Hain wird auch ein Denkmal Platz finden, das im nächsten Jahre eingeweiht wird.

Ein teurer Börsensitz. Für die Zulassung an der Neuyorker Börse werden für europäische Begriffe märchenhafte Summen bezahlt. Kürzlich wurde wieder ein Rekord in dieser Hinsicht aufgestellt. Für einen Sitz an der Stock Exchange wurden nicht weniger als 590 000 Dollar bezahlt.

Kälteschwärzung im Tierreich. An einigen Tieren hat man eine infolge von starker Kälteeinwirkung eintretende „Kälteschwärzung“ festgestellt. So gelang es z. B. durch andauernde und stetig steigende Abkühlung bei Schmetterlingen eine dunklere Färbung zu erzielen, die mitunter sogar in ganz schwarze Töne überging. Eine sehr ähnliche Erscheinung zeigte sich auch, als ein Forscher mit Namen Schulz sogenannte „Russenkaninchen“ großer Kälte aussetzte; schon nach Ablauf von zwei Wochen hatten sich bei den Kaninchen alle der Kälte unmittelbar ausgesetzten Fellteile tiefschwarz gefärbt. Auch in der freien Natur kann man winterliche Dunkelfärbung an Säugetieren beobachten, wie beim Reh, und noch schöner beim Feh-Eichhörnchen. Bei gewissen Tieren tritt durch den Einfluß der Kälte Schwarz- und Weißfärbung zugleich auf; eine Erscheinung, die besonders am „Spiegel“ des Rehs hübsch zu sehen ist, der sich im Winter weiß färbt und gleichzeitig einen schwarzen Rand erhält.

■ Fröhliche Ecke. ■

Kompagniegeschäft. Der Onkel erwartete seinen Neffen und dessen Schwester, die ihre Schulferien in Frankreich verbracht hatten, am Bahnhof. „Nun, wie steht es mit euren französischen Sprachkenntnissen?“ Der Neffe: „Ich kenne die Wörter und Else die Grammatik. So kommen wir glänzend miteinander aus.“ („Daily News and Westminster Gazette.“)

Die Folge. „Und warum haben Sie sich scheiden lassen?“ — „Weil ich mich verheiratet hatte.“ („Matin.“)

Stoßseufzer. Herr, der sich porträtieren läßt: „Sagen Sie, lieber Meister, was ist wohl das Schwierigste bei einem Porträt?“ Maler: „Sein Geld dafür zu bekommen.“ („Matin.“)

Geschäftstüchtig. Wahrsagerin zu einem Besucher: „Zahlen Sie sofort! Ich rate Ihnen . . .“
Besucher: „Wieso? Jetzt schon zahlen?“
Wahrsagerin: „Ich habe soeben aus Ihrer Hand gelesen, daß Sie in drei Minuten tot sein werden.“ („Journal.“)